



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bl.: Die Lage der Dinge in der Türkei.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wir haben leider nicht den Trost, daß Dahlmann von unschied, mit Zuversicht das Auge auf unsere Zukunft gerichtet, mit freudiger Hoffnung auf bessere Zeiten das Herz erfüllt. Trübe und traurig war der Inhalt seiner Gedanken, welche die politische Lage Europas und insbesondere die Zustände Deutschlands zum Gegenstand hatten. Sein Vertrauen zu den bestehenden Gewalten wankte, seine Furcht vor dem drohenden Uebergewicht zerstörender Mächte stieg. Oft wenn er von politischen Dingen sprach, von dem, was wir erduldet, und von jenem, was uns bevorsteht, und wenn er dann seine Befürchtungen und Sorgen laut werden ließ, umspielte seine Lippen die Miene, als wollte er ausrufen, was er in jenen schlimmen Göttinger Tagen in sein Handexemplar der „Verständigung“ eingeschrieben: „Ich zittre für mein Vaterland, wenn ich bedenke, daß Gott gerecht ist und daß diese Gerechtigkeit nicht immer schlafen kann.“ U. Sp.

Die Lage der Dinge in der Türkei.

Constantinopel d. 30. Dec. — Seit einigen Wochen zweifelt man hier nicht mehr daran, daß die Anleiheangelegenheit als arrangirt anzusehen ist. Die ersten Fonds derselben kamen Mitte dieses Monats aus Paris hier an und beliefen sich auf $12\frac{1}{2}$ Millionen Franken. Wenn die Anleihe schon wegen der Größe der contrahirten Summe eine außergewöhnliche Bedeutung hat, so darf sie eine noch höhere in politischer Hinsicht ansprechen. Sie ist bestimmt, die nächsten und dringendst nothwendigen finanziellen Mittel behufs einer durchgreifenden Reform und Restauration des osmanischen Staatswesens darzureichen. Man erinnert sich in Europa, daß eine solche Reform unmittelbar nach dem Kriege erwartet, aber nicht nur nicht durchgeführt, sondern auch kaum eingeleitet wurde. Die Türkei beband sich damals in jenem Zustande der Erschöpfung, von dem nur sehr stark constituirte Reiche nach einem langdauernden und alle Anstrengungen herausfordernden Kampfe ausgeschlossen zu sein pflegen. So lange der Krieg gewährt, hatte der Intriguenkampf, den mehrere Große wider einander seit einer langen Zeit führen, nothwendig pausiren müssen. Er trat aber um so stärker in den Vordergrund, nachdem er durch den Friedensschluß wieder Raum gewonnen hatte. Es handelte sich nicht allein

zunächst um eine Beschränkung des Einflusses Dmer Paschas, der durch den Krieg zu einer Hauptgröße geworden war, wenn auch sein Ansehen im Serail stets auf schwachen Füßen gestanden hatte, sondern wesentlich um die Zwistigkeiten zwischen Reschid und Risa Pascha. Ersterer starb zu Anfang des Jahres 1858, bald nachdem Lord Stratford de Redcliffe von Constantinopel abberufen worden war; und ihm folgte Fethi Achmed Pascha, der dem Sultan besonders befreundete und einen sehr starken Einfluß auf ihn ausübende Großmeister der Artillerie ins Grab nach. Wenn Risa Pascha durch den Tod Reschids eines bedeutenden und sicherlich des größten und am meisten zu fürchtenden Gegners ledig geworden war, so gewann er direct auch durch das Hinscheiden Fethi Achmed Paschas, indem er als neu ernannter Muschir von Top-Hane und gleichzeitiger Seraskier, dessen Platz einnahm, und die entscheidende Stelle am Ohre des Sultans gewann. — Man kann die Periode, welche darauf folgte, in zwei Abschnitte eintheilen; in eine erste Zeithälfte, wo der Einfluß Risas entschieden über jeden andern dominirte, und eine zweite, in der er nachdrücklich von den türkischen Reformern, an deren Spitze Mehemed Kiprißli Pascha, der heutige Großvezier steht, bekämpft wurde. Risa Pascha befindet sich noch heute in einer starken und respectablen Stellung, aber er repräsentirt nicht, wie vor anderthalb Jahren noch, die ministerielle Allmacht. Die Bewegung und Leitung des Reiches geht im Wesentlichen gegenwärtig vom Sader Asam (Großvezier) aus; nur im Serail selber besitzt der Doppelminister Seraskier und Muschir von Top-Hane ein Feld, auf dem er ausschließlich herrscht, und welches ihm in jedem Augenblick zur starken Basis und zum Rückhalt werden kann, um den reformirenden und den Neuerungen zugewendeten Premierminister (Großvezier) in nachdrücklichster Weise anzugreifen. Alle anderen türkischen Staatsmänner, die vordem mit Risa und Mehemed Kiprißli ziemlich auf einer Linie gestanden, sind, nachdem der ganze Gegensatz zwischen Alt und Neu, Stillstand und Fortschritt, Reform und Verlassen beim Früheren sich in diesen beiden verkörpert hat, mehr in die zweite Linie zurückgewichen; und zwar weniger um von dort aus für den Einen oder Anderen Partei zu nehmen, als vielmehr um von annähernd neutraler und jedenfalls von einer Zwischenposition aus dem Kampfe der Extreme zuzuschauen. Es gilt dies auch von Fuad und Ali Pascha, welchen ersteren schon seine Entsendung nach Syrien daran hindert, an den Angelegenheiten im Schooße des Ministeriums einen unmittelbaren Antheil zu nehmen.

Man kann durchaus nicht läugnen, daß die Zukunft der Türkei im hohen Maße davon abhängt: ob Mehemed Kiprißli Pascha sich in seinem hohen Amte zu erhalten wissen wird, oder nicht. Sein Aufkommen zum entscheidendsten Einflusse im Divan war so lange nicht möglich, als der alte Reschid lebte. Heute kann man sagen, daß er im „besseren Sinne“ dessen Stelle eingenom-

men hat. Feiner war im Anfang seiner Carrière nur ein aufrichtiger Reformminister gewesen. Was er damals erstrebt: die Türkei auf eine durchaus im modernen Zeitgeiste und in dem der Cultur umgewandelte Grundlage zu stellen, das hat Mehemed Kiprißli getreu aufgenommen und zu seinem leitenden Richtpunct gemacht; aber ohne bis jetzt in jene persönliche und wesentlich intrigante Politik einzugehen, die Reschid so meisterhaft zu handhaben mußte, um seine eigensten Interessen zu befördern und zu vertheidigen. Der heutige Großvezier war vor zehn Jahren Gesandter der Pforte in London und Paris; er hatte in den beiden Hauptstädten seine Ausbildung erhalten und namentlich mit französischem Wesen sich bekannt gemacht. Darnach ging er als Commandeur des Armeecorps von Arabistan nach Syrien, bekämpfte die Drusen, aus Anlaß der von ihnen verweigerten Rekrutierung, mit zweifelhaftem Erfolg und kam darnach als Generalgouverneur nach Adrianopel, von wo er gleich nach Ausbruch des Krieges als Marineminister nach Constantinopel berufen, und darauf für einige Wochen Großvezier wurde. Das ihm seitdem verbliebene Prädicat „Hoheit“ stammt aus jenen Tagen. Nachdem er das Präsidium des Divan niedergelegt, lebte er abwechselnd als Minister und ohne Amt. Er war mehrere Jahre hindurch Präsident oder Mitglied des Tansimat-Conseils. Erst seine Ernennung zum Großvezier im Frühjahr 1860 scheint eine entscheidende Wirksamkeit für ihn eröffnet und eine große staatsmännische Laufbahn ihm gesichert zu haben. Es muß als sehr wichtig angesehen werden, daß er ganz im Gegensatz zu seinem Großvezierat vom Herbst 1859, dessen man sich in Europa kaum noch erinnern wird, in jener leztgewonnenen Stellung zum ersten Mal das Vertrauen Englands und seines hiesigen Vertreters, des feinen und sehr gewandten Sir Henry Bulwer sich erworben hat. Es war ein traditionell gewordenes Urtheil des Lord Stratford de Redcliffe gewesen, daß Mehemed Kiprißli Pascha nur ein orientalischer Charlatan und als activer Staatsmann auf erster und vorderster Linie schwer zu verwenden sei.

Die Beseitigung dieses Vorurtheils war kein kleiner Gewinn und zum größern Theil hat er ihr seine heutige Stellung, die besser wie jemals, wenn auch eine immerhin eine noch bedrohte ist, zu danken. Wir sind nicht ausreichend in die augenblickliche Lage der Dinge und die fremdmächtlichen Beziehungen eingeweiht, um ein sicheres Urtheil über Mehemed Kiprißli's Verhältniß zu Frankreich und zur hiesigen französischen Gesandtschaft aussprechen zu können. Im Herbst 1859 scheinen diese Relationen ihm günstiger gewesen zu sein, wie heute, wo sie allem Anschein nach etwas erkalteten. Man will wissen, daß Frankreich gegenwärtig Nisa Pascha seine Unterstützung zukommen lasse, und allerdings spricht Manches für diese Annahme. Jedenfalls wird Herr von Lavalette, der hiesige französische Botschafter, nichts unterlassen haben, um

sich in die Verfassung zu setzen, dem den englischen Einflüssen zuneigenden Großvezier einen energischen Krieg zu machen. Daß man aber in Paris ein besonderes Verlangen darnach haben sollte, solchen zum Ausbruch kommen zu lassen, muß sehr bezweifelt werden. Als Lord Stratford von Constantinopel abberufen wurde und damit seine langjährige und glanzvolle diplomatische Carrière endete, geschah dieser Schritt seitens der britischen Regierung, allem Anschein nach, auf Grund eines Abkommens mit Frankreich, und um eine einige französisch-englische Politik im Orient zu ermöglichen. Wenn England das große Opfer brachte, einen seiner geschicktesten und hier im Osten ohne Zweifel das meiste Ansehen genießenden Unterhändler bei Seite zu schieben, so geschah es jedenfalls nicht, ohne daß Frankreich auf demselben Punkte sich zu einer Gegenleistung verpflichtete. Dieselbe bestand, wie man annehmen darf, in sehr bestimmten Weisungen an den damaligen Ambassadeur Herrn Thouvenel, sich dem englischen Botschafter gegenüber gefügig und nachgiebig zu erweisen, und man hat allen Grund, anzunehmen, daß diese Instructionen sich auf Herrn von Lavalette, seinen Nachfolger, übertragen haben. Diese Verhältnisse eben begründen die Garantie für Mehmed Pasha, daß seine Stellung von fremdmächtlicher Seite nicht angefochten werden wird. Im Serail und dem in diesem vorherrschenden Einfluß Risa Pashas gegenüber besitzt er allerdings nicht dieselbe Gewähr; aber die von dorthier drohende Gefahr ist durch die nicht abzuleugnende Verminderung von Risas Ansehen, gegenüber der europäischen Diplomatie und durch manche andere Umstände wesentlich reduziert worden. Wir meinen eben darum mit Recht an eine lange Dauer des heutigen Vezierats, und in Folge dessen an eine der Pforte günstige, nächste Zukunft glauben zu können, wenn nicht Verhältnisse ganz unberechenbarer Art eintreten, und von denen wir fürchten, daß sie an die Ereignisse anknüpfen dürften, die in Venetien im kommenden Frühjahr ihren räumlichen Mittelpunkt finden sollen.

Man rechnet darauf, daß im Monat März des kommenden Jahres ein bedeutender Theil vom Betrage des türkischen Anlehens hier eingetroffen sein wird. Um die Summen, welche alsdann zur Hand sein werden, wirklich im bessern Sinne nutzbar zu machen, wird viel darauf ankommen, daß die Reorganisationspläne, mit denen der Großvezier sich beschäftigt, unmittelbar ins Leben treten können. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um einen förmlichen Neubau des türkischen Staats, um eine Umwandlung der Regierungsmaschinerie, der Verwaltung des Heeres und der Flotte, um Anlage von Chauffeen und gangbaren Landwegen, von Canälen, von Schulen, um eine Reorganisation des Abgabewesens u. s. w. Ob die Türkei lebensfähig ist und als ein auf eigenen Füßen stehender Staat in der europäischen Staatenfamilie eine dauernde Stelle finden kann, muß recht eigentlich erst durch

den Erfolg dieser Reformen bestätigt werden. Wir, unserer Seite, haben die besten Hoffnungen, aber eine unfehlbare Garantie ist noch nirgends geboten. Bl.

Land und Leute in Mecklenburg.

2.

An Aberglauben mangelt es unter den mecklenburgischen Bauern nicht und in vielen Gebräuchen und Meinungen klingen noch Reste des alten Heidenthums nach. An den Wodanscultus erinnert vor Allem die Sitte, die letzte Garbe auf dem Felde stehen zu lassen, sie mit Bändern zu schmücken und sie dem „Wode“ mit den Worten zu weihen: „Wode, hale dinem Kofse nu Woder, nu Distel un Dorn, tom andern Jahr beter Korn.“ Dieser Gebrauch war im 17. Jahrhundert noch sehr verbreitet; jetzt sind hier und da nur noch die Reime im Munde des Volkes. Anderwärts heißt die Garbe „de Erntewod“ oder „de Wulf“ (der Wolf war Wodans heiliges Thier), wieder in andern Gegenden, z. B. an der preussischen Grenze, nennt man sie „de Olle“. Bei Ludwigslust führt die Binderin, welcher die letzte Garbe zu Theil wurde, das ganze Jahr den Namen „de Wolf“. Bei Parchim macht man aus der Garbe eine Puppe, die man mit Bändern verziert und jubelnd auf dem letzten Erntewagen heimführt. Bei Rostock verbindet man mit diesem „Wolf“ den Begriff des Schadens. Die Magd, die hier die letzte Garbe band, muß dieselbe unter dem Ausruf „de Wulf“ mit geschlossenen Augen hinterrücks von sich werfen, sonst wird sie unfruchtbar. Im südöstlichen Landestheile ist die gleiche Sitte auf die Kartoffelernte übertragen worden: wer hier die letzte Staude dieser Frucht hat ausheben müssen, heißt „de Kantüffelwulf“.

Anderer Erinnerungen an den alten Gott knüpfen sich an die Weihnachtszeit. In den Tagen vor den Zwölften geht er in der Gestalt des „Rugklas“ unartige Kinder bestrafend umher und treibt er als der wilde Jäger Wode in den Lüften sein Wesen. In den Zwölften ferner, der Zeit des alten Julfestes, darf man keine Arbeit vornehmen, welche beschmutzt, nicht die Ställe reinigen, nicht spinnen und waschen, keine Erbsen essen u. s. w. „Wer in den Zwölften den Zaun bekleidet (Wäsche zum Trocknen darauf hängt), der muß noch in dem Jahre den Kirchhof bekleiden,“ sagt der Volksmund.